

Zeitschrift: Schweizerische Lehrerzeitung
Herausgeber: Schweizerischer Lehrerverein
Band: 76 (1931)
Heft: 49

Anhang: Aus der Schularbeit : Beilage zur Schweizerischen Lehrerzeitung, Dezember 1931, Nummer 9
Autor: Fischer, F. / Näf, A.

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 29.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Von der Schneehütte

Unvermeidliches

Bei allem Tun und Lassen, das die Schule berührt, gebe ich mir Rechenschaft darüber, was im Interesse der Jugenderziehung unternommen werden muß und zu welchen Leistungen mich Lehrplan und Beruf verpflichten. Ich lasse mich hierin aber nicht in dem Sinne von örtlichen Verhältnissen beeinflussen, daß ich politischen Konstellationen Rechnung trage, noch bemühe ich mich um jene spießbürgerliche Gewissenhaftigkeit, die nichts auf eigene Verantwortung unternimmt. Das sei vorausgeschickt. Wir sind heute in einer solchen Mechanisierung und Bürokratisierung aller Lebensabwicklungen begriffen, daß das wirkliche Leben, nämlich jenes Geschehen, das von einem immer wachen Gefühl für die Lebensnotwendigkeiten ausgeht und vom Augenblick beeinflusst wird, beinahe als kriminelle Unabhängigkeit gebrandmarkt wird. Ich rate es daher nur Kollegen in einigermaßen gesunden Verhältnissen, Dinge auszuführen, wie sie hier geschildert werden sollen. Um eine Kopie soll es sich ohnehin nicht handeln; denn wesentlich erscheint mir hier die Methode, die den Augenblick, das Gebot der Stunde zu nutzen sucht und solchermaßen Leben in die Schule bringen kann. Und diesem Leben gilt in den kommenden Ausführungen alle Aufmerksamkeit.

Aber noch eines gilt es zu erklären, bevor ich näher darauf eingehe. Ich arbeite nicht in Opposition zu einer natürlichen und gesunden Lehrauffassung, sondern mache hartnäckig jene Bestrebungen mit, die der neuen Zeit Rechnung zu tragen suchten. Ich bin kein gottbegnadeter, kein geborener Lehrer, kein Pestalozzi; aber ich bin immer bereit zur Hingabe an die schöpferische Arbeit, so klein auch die Resultate sein mögen. Es ist jene Arbeit, die den Menschen in ihren Bann zwingt, der er Zeit und Bequemlichkeit besinnungslos opfert. Natürlich erschöpft sich darin die Erziehung nicht; doch muß ich diese Arbeitsauffassung hervorheben, weil sie heute nicht alltäglich ist. Der heutige Mensch fühlt sich mit Recht und Unrecht als Arbeitsklave und empfindet die Arbeit als Übel. Sie gibt seinem Leben keinen Inhalt und packt ihn nicht. Und doch kann die Arbeit auch heute noch hohe Befriedigung auslösen. Gelingt es mir, im Unterricht einige Schüler gar zu einer freiwilligen Arbeitsleistung zu verlocken, ihnen sozusagen den Mund danach wäbrig zu machen, dann ist die Arbeitsinitiative geweckt und viel erreicht. Mit dieser freiwilligen Arbeit steht es bei den Schülern allerdings wie mit dem Automobil früherer Zeiten, das man von Hand ankurbeln mußte: kaum angetrieben, versagte ihm der Atem, und der Chauffeur war in Schweiß gebadet, als die Maschine endlich von selber ging. Der praktische Erfolg schreibt ja viel ab von unseren Hoffnungen; aber da ist eben noch das Leben, das immer wieder neue Probleme schafft, die in ihrer Einzigartigkeit zu neuen Anstrengungen verleiten.

Ich kann mich auch anders ausdrücken: ich liebe das Einmalige. Einmalig sind das Leben, die Kunst, das Spiel. Das wirkliche Leben ist unberechenbar, irrational, kann nicht konstruiert, sondern nur mit der Intuition erfaßt und gestaltet werden. Will man Leben in die Schule bringen, dann heißt dies nicht nur mit veralteten Unterrichtsgegenständen aufräumen; son-

dern der Geist der Schule soll von jenem Beweglichen, Spontanen erfaßt sein, das den Augenblick zu nutzen weiß. Das bedeutet natürlich nicht, daß aller Unterricht aus Rand und Band geraten solle; wie jedes Lebewesen bestimmten Gesetzen unterstellt ist und doch einen individuellen Ablauf hat, so muß auch der Unterricht trotz seiner bestimmten Ziele nicht in einen Fabrikbetrieb ausarten und kann individuelle Gestaltung erhalten. In der Festsetzung eines für alle gültigen Unterrichtszieles liegt aber eine Gefahr verborgen, der keiner entgeht, manche aber zum Opfer fallen: in dem Kampf zwischen Leben und Starre, den festgesetzte Verordnungen und Lehrziele heraufbeschwören, unterliegen die Unselbständigen, die eigenes Denken und Wollen ausschalten und zu ausübenden Staats- und Gemeindefunktionären werden. Wir alle haben zwar den Drang, in unseren Erlebnissen das Gemeinsame aufzuspüren und zu Gesetzen zu formulieren, um einen neuen Fall aus dem Prinzip des kleinsten Kraftaufwandes zu erledigen. Dieser Drang führt bei geistlosen Leuten zur Bürokratie und Schablonenarbeit, die beide des Lebens vollständig entbehren. Wir Lehrer aber, die wir lebende Menschen gestalten helfen sollen, sollten die Lebensnotwendigkeiten jederzeit erkennen und der Verkrustung entgegenarbeiten, mit andern Worten lebendig bleiben. Nur nebenbei sei gesagt, daß eine solche Berufsausübung zu den denkbar aufreibendsten gehört.

Wie steht es damit in der Schule? Ich will indirekt antworten und bringe damit einen Punkt zur Sprache, der meines Wissens noch nirgends schwarz auf weiß Ausdruck gefunden hat, obwohl es sich um einen Übelstand handelt, der die Arbeitsfreude des Lehrers bedenklich herabmindern kann. In unsere Schulbehörde werden durch die politischen Parteien Leute gewählt, die von wirklichen Erziehungsfragen aus allerlei Gründen bis auf einige Ausnahmen wenig oder gar nichts verstehen. Um so krampfhafter halten sie sich an Äußerlichkeiten, beobachten, ob dem Stundenplan genau nachgelebt und nichts unternommen werde, das man an andern Orten nicht auch mache. (Meines Erachtens ist die Erziehung eine so wichtige Angelegenheit, daß auch die Schulbehörden durch einen Kurs über die Aufgaben der Schule unterrichtet werden sollten.) Auf diese Weise werden jene Schulmeister nie aus ihrer Ruhe gestört, die heute noch die gleichen Lektionen erteilen und die gleichen Aufsätze machen, wie vor zwanzig und dreißig Jahren. Um so mehr müssen die andern büßen. Machen diese nämlich etwas, was wohl zu den festgesetzten Erziehungszielen führt aber ganz neuartig aussieht, dann wissen die Schulpfleger weder aus noch ein, hören auf den ersten besten Kritiker aus dem Publikum und verurteilen den Delinquenten.

Ich gestehe, wenn man eingetretene Bahnen verläßt, begibt man sich auf unsicheren Grund, und nur wer gefühlsmäßig das Richtige ahnt, wird allzugroße Irrwege vermeiden oder gar unfehlbar das Richtige treffen. Erst längere Praxis führt zu dieser Zielsicherheit. Auch das Leben kann Irrwege gehen; doch schließlich führt es vorwärts. Wenn ich mich nun in den Dienst des Lebens stelle, dann ist damit noch kein Werturteil über meine ganze Erziehertätigkeit gegeben; denn ich weiß, daß es noch andere Erziehungsideale gibt. Die folgenden Beispiele möchte ich gleichfalls nicht als Leistun-

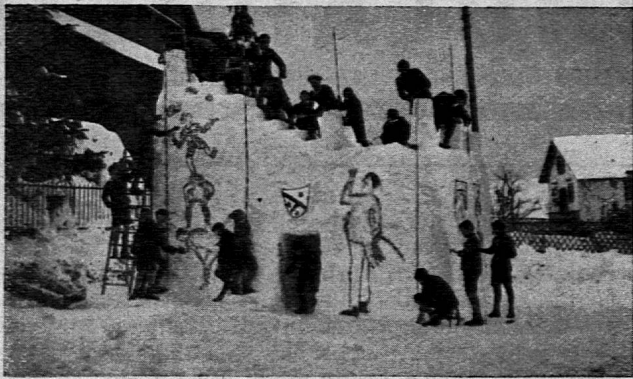


Abb. 1.

gen von besonderem Wert hinstellen, sondern als praktische Ausgestaltung der eben skizzierten Gedanken.

Die Schneehütte

Es war Ende Winter, als nochmals ein Schneefall einsetzte von nie geschauter Fülle. Staunend nahm man das Anwachsen der Schneeschicht wahr, und auf den Dächern häufte sie sich zu beängstigender Dicke. Die Landschaft wandelte sich völlig um und mit ihr die Menschen. Sie verloren ihre Gleichgültigkeit, benahmen sich aufgeräumter als sonst, und etwas Jugendliches schien in sie zurückzukehren. Und die Jugend erst! Sollte sie hinter die Bücher gejagt werden, da, wo ihr der Schnee alles bedeutete und alle Sinne nach draußen gerichtet waren? Nein. Wollte ich mit ganzem Erfolg arbeiten, dann mußte ich zu diesem neuen Erziehungsmittel greifen; der Schnee als plastische Masse bot in seiner Unerschöpflichkeit der Möglichkeiten genug. Als die Schüler zur Schule kamen, die einen auf Skiern, die andern wegen des hohen Schnees verspätet, da konnten wir nicht um das Schneethema herum, und da einmal der Tätigkeitstrieb jedem gesunden Menschen inne wohnt, wurde der Bau einer Schneehütte vorgeschlagen. Einverstanden; es sollte aber etwas Rechtes werden, nichts Dilettantenhaftes. Also zeichneten zwei Schüler Schneehütten an die Tafel, wie sie ihrer Phantasie vorschwebten. Das eine wurde eine runde Eskimohütte, das andere ein Schloßchen mit Türmen und Erker. Letzteres wurde gleich als unausführbar bezeichnet; die Eskimohütte bot mir wiederum für die erste Sekundarklasse zu wenig Gelegenheit zu rechnerischer Auswertung. Ich sprang also selbst ein und entwickelte einen neuen Plan, der nicht gleich in einer Sackgasse münden sollte. (Abb. 1.) Ohne eine gründliche Organisation und Zeiteinteilung ging es nicht; denn das neue Material, die neue Aufgabe und die beschränkten Kräfte der Schüler mahnten zur Umsicht. Es wurden Gruppen gebildet: die eine sollte Schnee schaufeln, die andere die gefüllten Kisten zum abgesteckten „Bauplatz“ führen; eine dritte sollte den Schnee mit Gießkannen besprengen und die letzte ihn feststampfen. In gewissen Zeiträumen sollte dann die Arbeit gewechselt werden. Auch andere Klassen sollten zur Arbeit herangezogen werden; es war eben fast Mitte März und man durfte nicht lange säumen. Frisch gewagt ist halb gewonnen, sagten wir uns; etwas Optimismus ist auch im Leben immer vonnöten. Wir opfer-ten also den ganzen ersten Nachmittag der Schneehütte (die Zeichnungsstunden sollten später nachgeholt werden); nachher kamen die Turnstunden in Betracht. Nun wußten die Schüler, daß der Schnee zum Unterrichtserlebnis werden sollte, und darum war von den übrigen Stunden das Gefühl des Versäumten genommen. Die Schüler sollten schon noch genug bekommen vom Schnee, das vergaß ich ihnen nicht zu sagen vor der

Arbeit und machte sie aufmerksam auf den Unterschied zwischen Theorie und Praxis. Und so kam es auch. Wir hatten am ersten Nachmittag allerlei Ungemach: dem Schneevolumen entsprach wegen der großen Kälte eine sehr kleine Masse; sie klebte überdies derart an den Kistenwänden, daß sie sich nicht mehr löste und die Kisten in kurzer Zeit zusammengeschlagen waren. Am Ende des Nachmittags war unser Bau kaum einen halben Meter hoch gediehen.

Dies gab mir zu denken. Entweder mußten wir unverrichteter Dinge aufhören oder mit geeigneteren Mitteln vorgehen. Einen Entschluß faßte ich noch nicht; erst wollte ich sehen, in welcher Verfassung die Schüler andern Tags zur Schule kamen. In sehr guter, und da gabs nichts anderes mehr, als mit Vollkraft weiterzubauen. Ein Kessel und ein Zinkblech von Tischblattgröße wurden als neue Stücke in den Dienst gestellt; das Wetter blieb kalt, hatte sich aber aufgehellt; so konnte die Arbeit schneller vonstatten gehen als tags zuvor.

Was war dies doch für eine ganz andere Arbeit als jene im Schulzimmer! Nicht nur, was das Werkzeug anbetraf, nein, hier arbeitete nicht mehr jeder allein, auf eigene Rechnung; einer war auf den andern angewiesen; die Arbeit des Einzelnen war nur Teilstück, das man aus dem Ganzen heraus nicht mehr erkennen konnte: seine Arbeit blieb anonym. Doch davon sei später noch die Rede.

Die Wahl unseres Arbeitsplatzes vor dem Schulhaus, im Blickfeld der Nachbarschaft brachte es mit sich, daß unser Tun und Lassen von einer ganz neuen Seite animiert wurde: die öffentliche Meinung, man kann ruhig sagen der Dorfklatsch wirkte vom ersten Augenblick an auf uns ein, indem er entweder Beifall spendete oder in nicht zu überbietender Eindringlichkeit seine Abscheu bekundete. Merkwürdig, der Bau schien geradezu zu einer radikalen Stellungnahme herauszufordern; niemand konnte gleichgültig daran vorübergehen, das gaben die Gesichter deutlich zu erkennen. Solchermaßen hatte das Leben an Fülle gewonnen; wir waren nun wirklich nicht mehr in die vier Wände eingeschlossen, sondern mit dem Leben in einen leidenschaftlichen Kontakt getreten. Um so entschlossener und zäher arbeiteten wir. Ein halbvollendetes Werk hat immer etwas Ernüchterndes an sich; denn wer das endgültige Bild nicht im Kopf hat, sieht nur die Mängel und beurteilt das Fragment als vollendete Leistung. Darüber hinauskommen bedeutete für die Schüler zähe Arbeit. Leicht war es auch nicht, Schneewände bis vier Meter in die Höhe zu pflastern; aber als dann die Zinne abgeschlossen und die Treppe in den massiven Block hineingeschaufelt waren, da wurde die Arbeit zum Genuß. Es war, in wie bescheidenen Maßen sich auch unser Tun abspielte, ein erhebender Augenblick, als man durch den dunklen Gang und die Treppe hinauf steigen konnte, um dann plötzlich auf der Zinne aufzutauchen, einen ganz neuen Aspekt des Schulplatzes unter sich. Da spürten die Schüler durch direkte Anschauung, was sie durch die Zusammenarbeit zuwege gebracht hatten. Am vierten Tage stand der Bau im Senkel; er war noch höher geraten, als wir es uns vorgenommen hatten, und wir waren begeistert. Das Werk hatte alle Eigenschaften einer wirklichen Leistung an sich: wir hatten uns ein Ziel gesteckt, dessen Erreichung nicht von Anfang an gesichert war; wir hatten daran trotz technischer Schwierigkeiten und Schmähungen unbeirrt gearbeitet und es schließlich in der Vollendung noch übertroffen.

Wohl war die Schneeburg, wie wir sie jetzt nannten, zum Schmelzen verurteilt; doch wir lebten ja dem Augenblick und nutzten ihn gut. Jetzt konnten einzelne Unterrichtsfächer Nutzen ziehen. Im geometrischen Zeichnen wurde die Burg von einzelnen Gruppen unter der Leitung von Gruppenführern von allen vier Seiten,

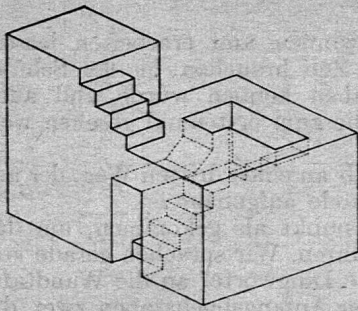


Abb. 2.

ten der Treppenausstieg (Abb. 2) und die Länge einer elektrischen Leitung ins Innere der Schneeburg mit Benutzung von Körperdiagonalen berechnet werden. Zufälligerweise erläuterten wir zu dieser Zeit das Telefon; wir errichteten eine Leitung aus dem Schulzimmer nach der Burg und wickelten so die paarweise vorbereiteten Gespräche ab. Die ausgefallenen Zeichnungsstunden wurden nachgeholt; denn wir setzten uns noch mit Stift und Farbe vor den Bau und brachten ihn zu Papier.

Daß bei dieser ganzen Angelegenheit die Schulpflege nicht gleichgültig bleiben würde, war vorauszusehen; ebenso war es unzweifelhaft, daß sie niemals den Lehrer in Schutz, sondern gegen ihn Stellung nehmen würde. So kam es denn auch, und darum bot das bevorstehende Examen die beste Gelegenheit, mit den Schülern Rechenschaft abzulegen über unser Tun. Für die Deutschlektion hatte ich das Thema „Gemeinnützige Arbeit“ gewählt. In aller Kürze seien einige Gedanken festgehalten: Der Bau der Schneeburg hat verschiedene materielle Nutzungsmöglichkeiten ergeben für den Rechen-, Geometrie-, Zeichen- und Geometrischzeichnen-Unterricht. Darüber hinaus haben wir eine Arbeit verrichtet, die von der gewöhnlichen Schularbeit stark abweicht. Bei Aufsätzen, Zeichnungen, Rechnungen hat man es immer zu tun mit individuellen Leistungen, an denen der Einzelne ein persönliches Interesse hat. Die Zeugnisnoten bestätigen dies und stacheln den persönlichen Ehrgeiz an. Diese Arbeiten sind auf die Grundlage des Egoismus gestellt und treten nur in gegensätzliche, nicht aber verbindende oder ergänzende Beziehung zueinander. Bei unserer jüngsten Arbeit hingegen hat die ganze Klasse an einem Werk geholfen, das keinen persönlichen Besitz mehr bedeutet. Keiner weiß mehr, welches sein persönlicher Anteil an der Arbeit gewesen ist, und keinem Einzelnen kann ein besonderes Lob gespendet werden. Das Werk war nicht eigennützig, sondern gemeinnützig. Das hat seine großen Vorteile: es kann eine Leistung zustande kommen, wozu der Einzelne unfähig bleibt; die Einzelleistungen summieren sich zu einem Ganzen, das wieder eine Einheit für sich ist, aber eine Einheit höherer Ordnung. Dies kann man bei gewöhnlicher Schularbeit nicht erreichen; denn eine Serie Aufsätze über das gleiche Thema geht keine höhere Verbindung ein und bleibt eine Summe von Einzelleistungen. Dann suchten wir Beispiele für gemeinnützige Leistungen aus dem sozialen Leben auf. Unter uns gesagt, hat diese Leistung höherer Ordnung vor der andern noch etwas voraus: Der Kitt, durch den die Einzelleistungen zusammengehalten werden, sind jene Dinge, die man an unserer Schule oft zu vermissen glaubt: die Gefühls- und ethischen Momente. Begeisterung für ein gestecktes Ziel, das Anknüpfen gegen Widerstände, die große Willensanstrengung, das Unterordnen des Einzelnen in den großen Plan, das Einmalige, das zustande gebracht werden soll, die Stärkung des Selbstvertrauens, das alles war in Anspruch genommen worden, wirkte in die Tiefe jedes Einzelnen hinein und machte den Bau zum Erlebnis. Doch zurück zur Lektion. Wir hatten den Gang der Arbeit mit offenen Augen

von oben und innen ausgemessen. Die Ergebnisse sollten im zweiten Jahreskurs nach den Ferien im Projektionszeichnen verwertet werden. Die Zahlen boten mir gutes Material für Examenaufgaben im Rechnen der 1. und in der Geometrie der 3. Klasse. Dort soll-

verfolgt und wollten auch die Schwächen nicht übersehen, die sich gezeigt hatten. Wie war denn eigentlich der erste Tag verlaufen? Man hatte sich ungeschickt benommen, jeder dem andern ins Handwerk gepfuscht; man hatte nur die Fehler der andern gesehen und ohne Unterbruch reklamiert. Erst am Zweiten fand man sich dann in die Arbeit und brachte sich offensichtlich etwas mehr Zutrauen entgegen. Aber ein anderes Übel zeigte sich: es gab Drückeberger. Wir warfen die Frage auf, ob vielleicht das ganze gesellschaftliche Leben auf gemeinnützige Grundlage gestellt werden könnte; die Vorteile jener Leistungen höherer Ordnung mußten ja bestehen. Nein, das war unmöglich, eben wegen der Drückeberger, die wohl profitieren, aber nicht arbeiten wollten. Die Menschen sind einmal so beschaffen, daß man auf den persönlichen Ehrgeiz nicht verzichten kann. Man muß einen Mittelweg suchen; jeder Mensch hat einmal seine nächsten Interessen zu wahren, muß für sich selbst auf solider Grundlage stehen; darüber hinaus soll er aber einen Sinn entwickeln für das Wohl der anderen und der Gemeinschaft. Er muß also sowohl Egoist, als auch soziales Wesen sein. Der reine Egoismus ist heute nicht nur ethisch minderwertig, sondern in den immer enger werdenden Zusammenhängen gesellschaftlicher und wirtschaftlicher Natur ein krankhafter Anachronismus.

Nun seien noch einige kleinere Arbeiten geschildert, die ebenfalls den ungewöhnlichen Schneeverhältnissen ihre Durchführung verdanken. Als der Schnee am höchsten lag, dachten wir daran, die Schneemenge zu bestimmen, die in unserer Gemeinde lag. Die Schüler sollten Mittel und Wege zur Durchführung selbst finden. Dies gelang ihnen auch. Die Schneehöhe war 57 cm, der Flächeninhalt der Gemeinde beträgt 4,663 km², das ergab 2 660 000 m³ Schnee. Der Einwand wegen der Dächer, die ja den Flächeninhalt vergrößerten, wurde sofort erledigt; denn die Schüler begriffen, daß die schneespelenden Wolken ihre Last gleichmäßig verteilen und keine Rücksicht auf solche Unebenheiten nahmen; es handelte sich also um die vertikale Projektion, nach der auch die topographische Karte hergestellt ist. Bei der Berechnung der Schneemasse gingen wir anders vor: ein Schneepisma von 4 dm² Bodenfläche wurde ausgestochen und gewogen; es waren 3,25 kg. Die Rechnung ergab 378 869 t. Interessant ist der Rat eines Technikers, die Schneemasse mit Hilfe des spezifischen Gewichtes des Schnees zu bestimmen. (Unten war der Schnee naß und schwer, oben pulvrig und leicht.) Da liegt das ganze Problem, mit dem ich mich bei all diesen Arbeiten auseinandersetzte: man muß sich dem besonderen Fall anpassen können; das Denken und Handeln muß beweglich, lebendig bleiben, sonst wird alles zu grauer Theorie. Wie wenig sind aber die meisten Menschen dazu imstande, sowohl im Verhältnis zu ihrer Umgebung als zu ihren eigensten Aufgaben. Die Schneemassen rechneten wir dann um in Wassermengen, gefaßt durch große Bassins, denen wir eine anschauliche Form gaben. Wir stellten sie nämlich in unsere Gemeinde hinein, die Seiten längs bekannter Straßen und staunten über die großen Ausmaße.

Nun kam aber noch der Haupttreffer: konnte man die Ergebnisse der Rechnungsstunde nicht sprachlich zusammenfassen und in das Lokalblatt einsenden? Diesen Ausgang hatten sich die Schüler nicht vorgestellt, das sah ich ihnen an; aber sie packten die neue Aufgabe sogleich mit Interesse an. Drei Punkte sollten hervorgehoben werden: der Zusammenhang zwischen Schnee und Rechenstunde, die Ergebnisse der Rechnung und die Aufmunterung an die Leser zur Kontrolle der Resultate. Da galt es Ernst; am nächsten Morgen mußten die Entwürfe druckfertig vorliegen. Der Ansporn zu prompter Arbeit war da und jeder tat sein

Möglichstes. Zwei Tage darauf erschien dann der Bericht wirklich zur großen Freude der Schüler.

Damit nicht genug. Im Rechenunterricht hatte ich schon oft bei der Besprechung der Hohlmaße die Vorstellung vermisst; immer wieder ist $1\text{ m}^3 = 100\text{ dm}^3$. Da wollten wir die Reste der Schneehütte ausnützen und einen Kubikmeter herausholen, geometrisch genau begrenzt und damit rechnen. Ich glaube, die kleine Lektion vor diesem Würfel mit einer Maggiwürfelrechnung wird den meisten Schülern in Erinnerung bleiben. (Abb. 3.)



Abb. 3.

Das waren abgerundete Unterrichtserlebnisse, unvergeßlich und einmalig. Ein Schulpfleger aber glaubte meine Kollegen vor solchen Extravaganzen warnen zu müssen! Ich habe während jener Arbeiten oft an die Klagen denken müssen, die in den „Schatten über der Schule“ zum Ausdruck kommen und dabei lächeln über die Kritik, die meine Arbeit ausgelöst hat: dort heißt es: fort mit dem alten verknöcherten Schulbetrieb und den Schultyrannen; hier heißt es: hinein in die Schulbänke zum geistlosen Kopfrechnen, zurück zur alten Schablone statt dieser Verrücktheiten!

Ein nächster Aufsatz wird sich mit den Folgerungen des Schneehüttenbaus im Geometrischzeichnungsunterricht befassen. *F. Fischer, Seebach.*

Einführung und Erarbeitung der kleinen Steinschrift

1. Klasse.

Wir haben alle Großbuchstaben der Antiqua (Steinschrift) aus dem Erleben der Schüler gewonnen und viele, viele Leseübungen, meist im Zusammenhang mit Erzählungen oder Sachunterrichtsgebieten, gemacht. Nun sollen die kleinen Buchstaben erarbeitet werden, damit die Erstkläßler richtig Druckschrift lesen und auch schreiben können. Das Problem der Einführung des kleinen Steinschriftalphabetes gab mir lange zu denken. Ich sah drei Wege, um das Ziel zu erreichen. 1. Die kleinen Buchstaben einfach vorzuzeichnen, nachmachen – und den Laut einprägen zu lassen. Diese Methode ist zu abstrakt, zu kühl, zu wenig psychologisch orientiert und würde daher sicher auch schlechten Erfolg bei den Schülern erzielen. 2. In Verbindung mit Bildern oder Zeichnungen den Schülern Druckschriftwörter oder Sätze vorlegen und sie selbst, nach dem analytischen Verfahren, die Namen der ein-

zelnen Buchstaben gewinnen und erarbeiten lassen. Dieser Weg würde viel Zeit brauchen, bis der Schüler absolut jeden Buchstaben kennen würde und auch Wörter lesen könnte, die zum erstenmal gesehen werden.

Ich hielt mich deshalb an einen dritten Weg, der auf der synthetischen Methode aufgebaut ist.

Ich erachte den Zeitpunkt als gekommen, um das kleine Alphabet einzuführen. Wir sprachen gerade von der Straße. Ich schreibe Dingwörter an die Wandtafel und zwar indem ich den Anfangsbuchstaben zwei, die andern nur eine Linie hoch mache TÖFF, RAD usw. Schon nach wenigen Wörtern werden die Schüler auf diese neue Schreibweise aufmerksam. Sie fragen nach dem Grund. Ich erkläre: Alles, was man berühren kann, schreibt man so (Anfangsbuchstabe groß). Ich schreibe einen Text aus dem Sachgebiet in dieser Weise an, lasse lesen und abschreiben. Die Majuskeln lassen sich zum Teil in dieser Weise (nur eine Linie hoch) nicht so gut schreiben, zum Beispiel B, G, A. Schüler und Lehrer stellen das fest. Diesem Übelstand müssen wir abhelfen, wir müssen einen Teil der kleinen Buchstaben (bei den Schülern sind das bis jetzt einfach kleingeschriebene Majuskeln) abändern. Betrachten und Besprechen des Bildes der Buchstabenschmiede mit den Zwerglein. St. Galler Sommerfibel, S. 32.

So, wie diese Zwerglein, schmieden nun auch wir aus großen Buchstaben kleine.

In Plastilin werden nun die Großbuchstaben geformt und dann stückweise in kleine umgeformt (zum Beispiel R P F r), nebenher laufen natürlich viele Schreib- und Leseübungen mit den neugewonnenen Formen. Auf solche Weise nehmen wir das ganze Alphabet durch und zwar so, daß wir jene Formen, wo sich der Kleinbuchstabe stark vom großen unterscheiden, später durchnehmen, zum Beispiel a, d.

Dadurch wächst dem Schüler das neue Alphabet unmerklich aus den alten Steinschriftmajuskeln heraus, und er erfaßt die Druckschrift als ein organisches Ganzes mit großen und kleinen Formen und nicht als zwei gesonderte Schriften. Daß in der Rechtschreibung das Großschreiben der Substantiva (was man berühren kann) nebenhergeht, ist erforderlich, um dem Schüler die Notwendigkeit kleiner und großer Buchstaben bewußt und begreiflich zu machen. *A. Näf.*

Bücherschau

St. Galler Lesebuch für das zweite Schuljahr.

Der Kanton St. Gallen hat neue Lesebücher für die Schüler der zweiten Klasse erhalten. Die kant. Fibelkommission hat viel guten und kindertümlichen Stoff zusammengetragen und ihn dem Gang des Unterrichtes während des Schuljahres entsprechend geordnet. Freilich sind die Beiträge nicht alle gleichwertig. Man glaubt gelegentlich zu verspüren, daß das Werk nicht aus einem Gusse geworden ist. Unverständlich wird manchem Kenner der Jugendliteratur sein, daß heute noch Chr. v. Schmidts „Heinrich von Eichenfels“ Aufnahme in ein Schulbuch finden konnte. Das in kräftiger Antiqua gedruckte Büchlein erscheint in zwei Teilen. „In die weite Welt“ ist das Sommerbüchlein, „Daheim“ soll im Winter an die Reihe kommen. Die Künstler H. Herzig und Hedwig Scherrer haben das Buch mit bunten Bildern versehen, die zum Betrachten und Erzählen locken. Einige Bilder geben Anregung zum Basteln und Kleben.

Die St. Galler Lehrer und Schüler werden das Schöne und Kindertümliche der neuen Lesebücher zu schätzen wissen. *Kl.*

„Der Gewerbeschüler“ bringt in Nr. 4: Die Sihlpost in Zürich, Schutz der Freiheiten und Rechte der Bürger, Warum Propaganda für das Schweizerobst, Rechnen mit Benützung von Tabellen, Zur Berufskunde aus dem Schreinerberuf, Die Herstellung einer Tageszeitung, Rechnen für Modistinnen und Buchhaltung für Auto-mechanik. *W. B.*